

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Ausgewählte Werke

J. J. Rousseau

Möbius, Paul J.

Leipzig, 1911

V. - VIII. Die Ausbildung des Irrsinns.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8500

Schloss Trye.

V.

Sollten auch die Erzählungen von Hume und Corancez ausgeschmückt sein, so ergibt sich doch aus dem Briefe an Conway allein, dass Rousseau durch Wahndecken im höchsten Grade erregt war. Dieser Aufregungszustand, der in Wootton allmählich begonnen hatte, hörte plötzlich auf, sobald Rousseau den Boden Frankreichs betrat. Schon in Calais schrieb er durchaus geordnete, ja ziemlich heitere Briefe. Freilich war die Ruhe diesmal nicht von langer Dauer. Rousseau reiste über Amiens zunächst nach einer Besichtigung des Marquis Mirabeau, der ihm in zuvorkommender Weise eine Zufluchtstätte angeboten hatte, und begab sich dann auf den Wunsch des Prinzen Conti am 21. Juni 1767 in dessen Jagdschloss Trye in der Normandie. Er lebte hier als Gast des Prinzen unter dem Namen Renou mit seiner „Schwester“. Doch schon wenige Tage nach seiner Ankunft bemerkte er, dass es im Schlosse Leute gebe, die ihn nicht gern sähen und ihm den Aufenthalt verleiden wollten. Es mag wohl sein, dass es den Beamten des Prinzen nicht angenehm war, in ihrem Stilleben gestört zu werden, und dass

Schloss Trye.

sie in Rousseau eine Art Aufpasser sahen. Bald steigerte sich Rousseau's Argwohn und brachte ihn zu dem Glauben, dass nicht nur das ganze Haus des Prinzen, sondern auch die Bewohner des Ortes, die Bauern und die Geistlichen der Umgebung ihm feindlich gesinnt seien. Als man ihm in Briefen andeutete, er plage sich mit Einbildungen, antwortete er: „Seitdem es feststeht, dass ich verrückt bin, ist es ganz natürlich, dass die Widerwärtigkeiten, die mich treffen, nur Visionen sind“. Täglich entdeckte er Umstände, die seinen Verdacht bestätigten. Man beschimpft, verhöhnt ihn und seine Gefährtin, während man Ehrerbietung heuchelt. Seine Briefe werden unterwegs erbrochen, die Siegel der Briefe, die er erhält, sind verletzt. Er kann keinen Boten auftreiben, der ihm Briefe besorgte oder Wasser holte. Es ist unmöglich, Gemüse und Obst zu erhalten. Jede seiner Bewegungen wird überwacht. „Sie wollen, schrieb Rousseau an Mirabeau, dass ich Ihnen über mein Befinden berichte. Nein, mein ehrenwerther Freund, ich will Ihr edles Herz durch einen solchen Bericht nicht zerreißen. Die Behandlung, die ich in diesem Lande erdulde, von Seiten aller Einwohner, ohne Ausnahme und seit dem Augenblicke meiner Ankunft, widerspricht zu sehr dem Geiste der Nation und den Absichten des hohen Herrn, der mir diese Zuflucht verschafft hat, als dass ich sie etwas anderem als einer Art allgemeinen Schwindels, dessen Ursache ich nicht erforschen mag, zuschreiben darf“. Schliesslich wandte sich Rousseau geradezu an den Prinzen Conti und bat ihn, Schloss Trye verlassen zu

Der Besuch Dupeyrou's.

dürfen. Der Prinz kam selbst, zeichnete Rousseau in jeder Weise aus und befahl, man solle Rousseau als seinen Stellvertreter behandeln. Trotzdem blieb Alles beim Alten, und Rousseau überzeugte sich, dass der Prinz ausser Stande sei, dem Unwesen in seinem Hause abzuhelpfen. Aber er entschloss sich nun, Alles zu erdulden und auszuharren, denn er hatte erkannt, dass es gerade die Absicht seiner Feinde sei, ihn durch schlechte Behandlung von Trye weg und in das Verderben hinein zu treiben. Es fiel ihm „wie Schuppen von den Augen“. Zwar hielt er sich im Schlosse für einen Gefangenen, aber wenn er das Asyl verlasse, sei er rettungslos verloren. Nur offene Gewalt kann ihn von der Stelle bringen, alle Beschimpfungen und Miss-handlungen will er ertragen, ja er ist „fest entschlossen, lieber unterzugehen, als vom Platze zu weichen“. Als die geheimen Urheber seiner Leiden betrachtete er bald Hume, bald die Pariser Gegner.

Ein merkwürdiges Zwischenspiel bildet der Besuch, den Dupeyrou in Trye abstattete. Dupeyrou war der einzige wirkliche Freund, mit dem Rousseau noch in Verbindung stand. Er hat sich jederzeit als ehrenhaft und treu gezeigt. Die Ankündigung seines Besuches verursachte Rousseau unbeschreibliche Freude, und als endlich der Ersehnte eintraf, wurde er in überschwänglicher Weise begrüsst. Leider erkrankte Dupeyrou bald nach seiner Ankunft. Rousseau musste ihn wochenlang pflegen und machte während dieser Zeit Erfahrungen, die ihn auf das Schmerzlicheste berührten. Er hat sie in einem Briefe an den Prinzen

Schloss Trye.

Conti geschildert. „Eines Abends begann der Kranke äusserst unruhig zu werden. Er sprach unaufhörlich von den bösen Säften, die sich in seinem Magen befänden. Seine Blicke, der Ausdruck seines Gesichtes, seine abgebrochenen Worte hatten etwas so Auffallendes, dass ich selbst besorgt wurde und beschloss, in das Geheimniss einzudringen. Wie wurde mir, als ich ihn durch fortgesetzte dringende Bitten, sein hartnäckiges Schweigen zu brechen, zu Aeusserungen vermochte, aus denen hervorging, dass er sich für vergiftet hielt. Und durch wen? Mein Gott! Ich habe immer geglaubt, dass es Formen des Wahnsinns gebe, die nie in den Kopf eines rechtschaffnen Menschen, und wäre er auch verrückt geworden, Eingang finden, geschweige denn in Köpfen, die so gut organisirt sind und von einem so gesunden Herzen belebt werden, wie der seinige, Bestand gewinnen können . . .“ Rousseau kam dahinter, dass der Diener Dupeyrou's seinem Herrn den Kopf verdreht habe. „Hatte ich doch schon längst vorhergesehen, dass man suchen werde, die Diener meines Freundes zu bestechen, um mit ihrer Hilfe unsere Briefe aufzufangen und Einsicht in meine Papiere zu erlangen“. Er gab sich daher Mühe, Dupeyrou sein Misstrauen auszureden. „Taub gegen die Stimme des Gefühles und der Freundschaft gab er mir nur dunkle, zweideutige negative Antworten, die Blick und Miene Lügen strafte. Ich versuchte, seinen Diener zu erforschen. Er verzog keine Miene, und ich glaubte, in seinen Augen jene unerschütterliche Zuversicht der Bösewichter zu bemerken, die der Einfalt der Unschuld

Die angebliche Vergiftung Dupeyrou's.

gleich“. Der Arzt kam und verordnete einen Trank von dunkelgrauer Farbe. „Diese Farbe machte ihn sehr betroffen. Er nahm die Tasse und sagte, indem er mich fest ansah: Ich nehme sie mit grossem Vertrauen. Ich sah aber an seiner Miene, wie wenig diese Versicherung der Wahrheit entsprach. Dieser Blick erschütterte mich. Meine Seele, zugleich verletzt, empört und gehoben, war daran, in helle Zornesflammen auszubrechen“. Der Arzt fand den Kranken nach dem Einnehmen besser, dieser aber behauptete, sich schlechter zu befinden. Die Klagen des Kranken und seines Dieners brachten Rousseau in die grösste Aufregung, er umarmte Dupeyrou schluchzend und brachte nur unverständliche Laute hervor. Dupeyrou wies die Liebkosungen mürrisch zurück. „Der Barbar wagte es, mir vorzuwerfen, dass ich den Augenblick seiner grössten Schwäche wähle, um ihn in eine Erregung zu versetzen, die ihn vollends tödten werde . . . Es regte sich in mir die Besorgniss, dass dieser Unglückliche [der Diener] selbst das Verbrechen begehen möchte, das er mir anscheinend zuschreiben wollte. Und dieser schwarze Verdacht gewann plötzlich eine solche Macht, dass ich beschloss, beständig bei dem Kranken zu bleiben und über Alles zu wachen, was er ihm geben würde. Auch wich ich bis Mitternacht nicht aus dem Zimmer. Nicht lange indess und ich begann, mein Unrecht zu empfinden und mich seiner zu schämen. Ueberzeugt, dass dieser Mann ein Schurke, aber kein Giftmischer ist, werde ich es mir stets zum Vorwurfe machen, dass ich einen Diener des abscheulichen Frevels habe zeihen

Schloss Trye.

können, dessen mich mein Freund ohne Scheu in seinem Herzen angeklagt hat“.

Diese ganze Schilderung, die einer Erklärung wohl nicht bedarf, ist in hohem Grade kennzeichnend für Rousseau's Zustand. Dem Wahne, für einen Giftmischer gehalten zu werden, werden wir später wieder begegnen. Dass Rousseau seinen Freund für vorübergehend geisteskrank hielt, hinderte ihn, mit ihm zu brechen. Er bewahrte ihm seine Achtung und setzte den freundlichen Verkehr fort. Doch war das Verhältniss abgekühlt, und der Besuch Dupeyrou's blieb für Rousseau eine bittere Enttäuschung. Dupeyrou scheint nach seiner Genesung Rousseau's Zustand richtig beurtheilt zu haben, aber er verstand nicht recht, den Kranken zu behandeln, sprach von „Kindereien“ und verletzte durch Widersprechen.

Nach Dupeyrou's Abreise begannen die Verdriesslichkeiten mit den Schlossbewohnern von Neuem. Die Leute, die über ihn verfügten, schrieb Rousseau an Dupeyrou, gestatteten ihm nicht, spazieren zu gehen. Man hetze die ländliche Bevölkerung gegen ihn auf. Zwar wage man nicht mehr, zu behaupten, wenn einer eingesperrt wird, Rousseau sei Schuld daran, aber man verschliesse und verbarricadire die Zugänge zum Schlosse und erkläre, es geschehe auf Rousseau's Antrieb. Bei zwei Ausgängen habe er die Wirkung dieser Gerüchte verspürt. Das Bewusstsein, ganz in der Macht seiner Feinde zu sein, drücke Rousseau zu Boden. „Das Herz ist bewegt, der Kopf in Unordnung, alle Kräfte sind geschwunden, ich bin ausser Stande, irgend

Rousseau's Thätigkeit in Schloss Trye.

etwas mit Sorgfalt zu schreiben“. „In dem Grade, in dem meine Schwäche und meine Muthlosigkeit zunehmen, wächst auch meine Trägheit. Aller Trieb zur Thätigkeit ist mir erstorben. Ich habe zu nichts mehr Lust, selbst nicht zum Spazierengehen. Beschränkt auf das sehr ermüdende Geschäft, aufzustehen und zu Bette zu gehen, finde ich auch das noch zuviel; im Uebrigen bin ich gar nichts“. Das ist nun nicht so wörtlich zu nehmen; was Rousseau „Trägheit“ nennt, würde bei einem Anderen angestrengte Thätigkeit sein. Er gab zu dieser Zeit sein „Wörterbuch der Musik“ heraus, er vollendete die erste Hälfte der Bekenntnisse, er trieb eifrig botanische Untersuchungen und studirte botanische Bücher, er las Romane, Reisebeschreibungen und Aehnliches, er führte einen nicht unbedeutenden Briefwechsel. Auf das Lebhafteste erregten ihn die Genfer Streitigkeiten, und er wurde nicht müde, seinen Freunden Versöhnlichkeit zu empfehlen, seinen Einfluss nach verschiedenen Richtungen hin zum Vortheile des Friedens geltend zu machen. Während Genf zeitweise von Truppen eingeschlossen war, schickte er (bei einem Jahreseinkommen von etwa 1300 Francs) 350 Francs, um die Noth des Volkes lindern zu helfen. Als endlich eine Aussöhnung zwischen den streitenden Parteien erfolgt war, erfüllte ihn dies mit der innigsten Freude. Es ist bemerkt worden, es befremde, zu sehen, wie Rousseau gleichzeitig in der Beurtheilung seiner eigenen Verhältnisse im Dunkeln tappt und den Welt-händeln gegenüber einen klaren, sicheren Blick bewahrt. Doch liegt dies eben in der Natur des Wahnes

Schloss Trye.

Rousseau's, der nur die persönlichen Beziehungen verfälscht. Wunderbar ist, dass das sechste Buch der Bekenntnisse, das wahrscheinlich in Trye verfasst ist und in dem das Leben in den Charmettes geschildert wird, so gar keine Spuren von der düsteren Stimmung des Verfassers trägt, vielmehr zu dem Lieblichsten und Heitersten gehört, was Rousseau geschrieben hat.

Immer unerträglicher erschien Rousseau seine Lage in Trye. Ueberall sah er Feinde, Entehrung, geheime Drohungen, Lebensgefahr. Er wagte kaum noch, seine Wohnung zu verlassen, und wollte lieber die bösen Blicke im Hause ertragen, als draussen Häschern oder Mördern in die Hände fallen. In seiner Noth schrieb er verschiedene um Hilfe flehende Briefe. Zuerst wandte er sich an Frau von Luxemburg, dann an Frau Boufflers. Die Damen wussten wahrscheinlich nicht, was sie zu Rousseau's Bitte, ihn aus dem Abgrunde der Schmach zu ziehen, sagen sollten, und antworteten mit höflichen Redensarten. Dadurch wurde der Verdacht, den Rousseau sowieso gegen Beide hegte, verstärkt, und Beide galten fortan als geheime Feindinnen. Rousseau entschloss sich nun, sozusagen den Stier bei den Hörnern zu packen, und richtete seine Bitte geradenwegs an den Herzog von Choiseul. Da der Minister eine Audienz nicht bewilligte, sandte ihm Rousseau ein grosses Schreiben. Er erklärt darin die Stelle des Gesellschaftsvertrages, durch die er sich Choiseul's Ungnade zugezogen zu haben glaubte, und bittet, man möge ihm Ruhe und Freiheit gönnen, er werde sie nicht missbrauchen. Der Herzog antwortete höf-

Das Verhalten der Behörden.

lich, aber es liess sich aus seinen verbindlichen Worten nicht viel entnehmen, und Rousseau meinte daher, dass sein Gesuch nicht nur erfolglos gewesen sei, sondern Choiseul's Groll noch gesteigert habe. Er glaubte von nun an, auf das Schlimmste gefasst sein zu müssen. Thatsache ist nur, dass Rousseau, obwohl das über ihn verhängte Urtheil des Parlamentes noch zu Recht bestand, niemals von den französischen Behörden behelligt worden ist, dass die Regierung ihn nicht nur an den verschiedenen Orten, die er nach einander bewohnte, ungestört liess, sondern auch ihm wiederholt bereitwillig einen Pass ausstellte. Vielleicht war Choiseul's Zorn veriraucht. Wahrscheinlicher scheint mir, dass man in Paris von Rousseau's Geisteskrankheit Kenntniss hatte und deshalb nachsichtig war. In dem oben erwähnten Briefe bittet Hume, man möge Herrn von Malesherbes von Rousseau's Krankheit benachrichtigen, damit dieser eine Verfolgung des Unzurechnungsfähigen verhindere, und erwähnt, dass er sich selbst in diesem Sinne bei dem französischen Gesandten verwandt habe. Ich möchte annehmen, dass sich der Prinz Conti für Rousseau verbürgt hatte und es übernommen hatte, unliebsames Aufsehen durch eine wohlwollende Ueberwachung Rousseau's zu verhüten. Diese Annahme erklärt die einigermaassen seltsame Beschützerrolle des Prinzen. Rousseau darf ohne seine Zustimmung seinen Wohnort nicht verlassen, der Prinz besteht darauf, dass Rousseau unter falschem Namen lebt, und ertheilt wiederholt Anweisungen und Befehle, die einen Vertrag zwischen ihm und Rousseau voraus-

Schloss Trye.

setzen. Ein solcher Vertrag aber lässt vermuthen, dass Conti Verpflichtungen gegen dritte Personen eingegangen war. Darauf weist auch die grosse Aengstlichkeit des Prinzen hin, mit der er Rousseau häufig zur Vorsicht mahnt, und die, wie die späteren Erfahrungen zeigten, eigentlich überflüssig war.

In Trye wurde es immer ärger. Der Schlossvogt Dechamps, den Rousseau für den schlimmsten seiner Verfolger hielt, erkrankte an der Wassersucht. Rousseau schickte ihm Wein, Gebäck und eine Fischspeise. Bald aber glaubte er aus einigen Worten, die Dechamps über die Fischspeise geäußert hatte, schliessen zu müssen, dass der Kranke sammt seiner Umgebung den Argwohn hegte, Rousseau habe ihn durch den Fisch vergiften wollen. Zwar lebte Dechamps noch ziemlich lange, als er aber endlich gestorben war, gerieth Rousseau ausser sich. „Alles, was ich an diesem Tage sah und hörte, die zweideutigen Reden des Intendanten, des Bohners, des Perrückenmakers, die dumpfen Gerüchte, die sich in der Nachbarschaft verbreiteten, das Benehmen, das der Verstorbene in den letzten Tagen gegen mich beobachtet hatte, Alles sagte mir, dass ich beschuldigt werde, ihn umgebracht zu haben. Am nächsten Morgen schrieb ich dem Intendanten, um die Oeffnung des Leichnams vorzuschlagen. Er lehnt das entschieden ab. Auf diese Weigerung hin fasse ich den Entschluss, mich an den Maire zu wenden. Der Brief, den ich ihm für seine Hoheit den Prinzen zustellte, enthielt die Erklärung, dass ich mich zur Vollstreckung des gegen mich erlassenen Parlamentbeschlusses in Paris

Zwang, Schloss Trye zu verlassen.

einfinden wolle, sodann die Bitte, er möge mich gleich am folgenden Tage dorthin führen lassen, da ich überzeugt war, dass, wenn ich mich aus eigenem Antriebe auf den Weg begäbe, die Leute, mit denen ich es zu thun hatte, nicht verfehlen würden, mich eines Fluchtversuches anzuklagen, endlich die Anzeige, dass, falls ich bis zum Sonnabend keine Nachricht erhielte, ich mich am Sonntage in das Gefängniss von Trye begeben und dort bleiben würde, bis es Seiner Hoheit gefiele, mich vor meinen Richter bringen zu lassen“. Was für einen Erfolg Rousseau's Brief an den Prinzen gehabt hat, weiss man nicht, doch ist es begreiflich, dass der Erregungszustand Rousseau's ihn schliesslich zum Verlassen seines Wohnortes nöthigte. Im Juni 1768 schrieb er von Neuem an Conti. „Die Leute, die zu Ihrem Hause gehören, sind, ich nehme keinen aus, wenig geeignet, mich zu verstehen. Ob sie nun einen Spion in mir sehen, oder mich für einen ehrlichen Menschen halten, alle haben gleich sehr meine Blicke zu scheuen. Auch haben sie nichts versäumt und werden nichts versäumen, um mich in Aller Augen verächtlich zu machen und mich zu zwingen, Ihr Schloss endlich zu verlassen. Darin, gnädiger Herr, muss und will ich ihnen willfahren. Die Beweise von Güte, mit denen Ew. Hoheit mich überhäuft hat, genügen, um mich über alle Leiden zu trösten, die mich erwarten, wenn ich aus diesem Asyle scheide, in dem Ruhm und Schande mir in gleicher Weise zu Theil wurden. Mein Leben und mein Herz gehören Ihnen, meine Ehre mir. Gestatten Sie, dass ich ihrer Stimme folge und schon morgen Ihr Haus ver-

Schloss Trye.

lasse. Ich wage, zu behaupten, dass Sie dazu verpflichtet sind. Lassen Sie einen Schurken meiner Art nicht länger unter diesen ehrlichen Leuten“. Mit einigen Büchern und seinem grossen Herbarium machte sich Rousseau auf den Weg. Therese blieb zurück.

Reise nach Grenoble.

VI.

Wie es bei Kranken seiner Art gewöhnlich der Fall ist, wirkte zunächst die Ortsveränderung sehr günstig auf Rousseau. Er fühlte sich in Lyon, wo er am 18. Juni eintraf, recht wohl und verkehrte heiter im Kreise seiner alten Freunde. Alle seine Gedanken wandten sich der Botanik zu. Er sprach und schrieb fast nur über Pflanzen, machte mit verschiedenen Botanikern Bekanntschaft und entwarf mit grossem Eifer Pläne für botanische Excursionen. Mit mehreren Bekannten machte er zuerst einen Ausflug auf die Grande-Chartreuse. Auf dem Rückwege trennte er sich von der Gesellschaft und stieg nach Grenoble hinab. Obwohl er hier sehr freundlich, ja begeistert aufgenommen wurde, und sowohl die obersten Beamten wie die Bevölkerung ihn auszeichneten, gerieth er doch bald wieder in eine trübe Stimmung. Er fühlte sich nicht sicher und schrieb deshalb an den Prinzen Conti. Dieser erwiderte, er wisse zwar, dass der Polizei-Lieutenant in Grenoble Rousseau beobachte, doch werde er seinen Einfluss aufbieten, um jede Störung von Rousseau fernzuhalten. „Haben erst die Neugier-Verfolgungen des Polizei-Lieutenant aufgehört, so werden Sie sehen, dass Niemand Ihnen

Bourgoin.

nachstellt.“ Ein Advokat Bovier, der für Rousseau schwärmte, suchte ihm auf alle Weise gefällig zu sein, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen. Eines Tages fielen Rousseau die rothgelben Beeren des ihm unbekanntes Sanddorns auf und er kostete aus Neugier von ihnen. Ein Herr, der dazu kam, warnte Rousseau, die Beeren seien giftig. Erstaunt wandte sich dieser zu Bovier: Warum sagten Sie mir das nicht? O, erwiderte der offenbar etwas beschränkte Mann, ich wagte es nicht, mir diese Freiheit zu nehmen. Seitdem war Bovier dem Kranken höchst verdächtig. Zwar war Rousseau nicht gerade der Meinung, Bovier habe gewünscht, dass er sich vergifte, auch stellte es sich heraus, dass die Beeren ganz unschädlich waren, aber der Vorgang hatte einen tiefen Eindruck gemacht, und Rousseau sah fortan in dem ihm anhaftenden Advokaten einen Spion. Dass er auch sein Leben für bedroht hielt, geht aus dem Briefe an Therese hervor, den er „am 25. Juli, früh drei Uhr“ schrieb. Er beabsichtigte nämlich, mit einem von Choiseul ausgestellten Passe eine Reise nach Chambéry zu unternehmen und dort das Grab der Frau von Warens zu besuchen. Er will von der „Schwester und Freundin“ Abschied nehmen, denn er weiss nicht, ob er zurückkehren wird. Wahrscheinlich sei das nicht, denn er hat seit der Abreise von Trye täglich neue Beweise davon erhalten, dass „das Auge des Uebelwollens“ ihn auf Schritt und Tritt verfolgt und ganz besonders an der Grenze auf ihn lauert. Gerade deshalb aber will er die Fahrt wagen, denn „unaufhörlich von den

Reise nach Chambéry.

schweifwedelnden und schurkischen Trabanten der Feinde umringt zu sein, das ist ein Leben, dem der Tod vorzuziehen ist“. In Chambéry besuchte er einen seiner ältesten Freunde, Herr von Conzié. Zu seinem Leidwesen aber erfuhr er, dass dieser mit Choiseul in Verbindung stehe; also musste er auch in seinem Jugendfreunde ein Werkzeug seiner Feinde erkennen. Er kehrte unangefochten nach Grenoble zurück, bemerkte hier aber soviel Beunruhigendes, dass er bald von Neuem aufbrach. Er kam nicht weit. „Meine Reise, schrieb er an den Graf Tonnerre, den Gouverneur der Provinz, ist fast so schnell abgebrochen wie begonnen. Die Gewissheit, dass die Nachstellungen, denen ich entfliehen will, mir überall zuvorkommen, würde mir den Muth dazu nehmen, selbst wenn ich die nöthigen Kräfte hätte“. Er blieb daher, wo er gerade war, und liess sich am 13. August in dem durchaus nicht anmuthigen Flecken Bourgoin nieder. Am 21. schrieb er an Herrn Servan in Grenoble, dass er nirgends in der Welt ein sicheres Asyl und nirgends Gerechtigkeit oder Mitleid finden werde, dass er von Ort zu Ort umherirren wolle, bis seine Mittel erschöpft seien, und dass nur der Tod oder die Gewalt ihn aufhalten könne. „Die Menschen zwingen mich, auf die Reize der Ruhe zu verzichten und auf die Botanik, der ich den kurzen Rest meines Daseins ausschliesslich widmen möchte. Meine Verfolger haben meine Sanftmuth für Schwäche genommen, vielleicht werden sie noch erfahren, dass sie sich täuschten“. In seiner Aufregung hatte er die auf ihn eindringenden Gedanken an eine Wand des Gast-

Bourgoin.

zimmers geschrieben. Er vergass, das Geschriebene wegzulöschen, und fürchtete nun, es möchte von den Feinden gefunden und entstellt werden. Deshalb schrieb er dieselben Gedanken noch einmal auf Papier nieder und schickte diese Aufzeichnungen an eine Freundin in Lyon. Danach fürchtet er nichts von den Königen und Grossen, erwartet aber auch von den Gutgesinnten keine Hilfe. Als seine Bedränger, Verfolger und Verräther bezeichnet er alle Beamten, insbesondere die Genf's, die Priester, die Philosophen, Schriftsteller und Schöngeister, die bethörten Volksmengen und die von d'Alembert und Grimm eingenommenen Weiber. Man sieht aus diesem Schriftstücke, wie rasche Fortschritte sein Wahn gemacht hatte. Anfangs spricht er nur zögernd den Verdacht aus, dass einzelne Personen sein Verderben beabsichtigen. Dann glaubt er an das Complot seiner persönlichen Feinde, deren Einfluss ihm immer grösser erscheint, deren Helfershelfer immer zahlreicher werden. Jetzt sieht er schon in dem grösseren Theile der menschlichen Gesellschaft seine Feinde und Verfolger. Auch die oben erwähnte leise Drohung ist bedeutsam; in ihr zeigt sich zum ersten Male die Absicht, den Verfolgern entgegen zu treten.

Anfänglich wollte Rousseau in Bourgoin nicht bleiben, sondern nach Grenoble zurückkehren, doch eine neue Teufelei, die von hier auszugehen schien, belehrte ihn, dass „es reiner Wahnsinn sein würde, sich freiwillig in eine solche Falle zu begeben“. Er erhielt nämlich von Bovier am 23. August die Nachricht, dass ein Gerber, ein gewisser Thevenin, behauptete, vor

Der Betrüger Thevenin.

etwa zehn Jahren in der Nähe Neuenburg's mit Rousseau zusammengetroffen zu sein und ihm neun Franken geliehen zu haben. Diese Meldung empörte Rousseau auf das Tiefste. Er hatte vor zehn Jahren in Montmorency gelebt, hatte seinen angeblichen Gläubiger nie gesehen. Es war zweifellos: der Betrüger Thevenin war ein Werkzeug seiner Feinde und von diesen abgesandt, um Rousseau's Ehre einen Makel anzuthun. Die Sache war wichtig, denn vielleicht gelang es hier, die geheimen Umtriebe aufzudecken. Rousseau bat daher Herrn de la Tonnerre, sich der Angelegenheit anzunehmen und den Betrüger zu verhören. Er werde nicht nach Grenoble zurückkehren, ehe nicht die Urheber dieses Schurkenstückes aufgefunden seien. „Mitten unter Menschen lebend, die diese schamlose und als solche klar erwiesene Schurkerei angestiftet haben, muss ich darauf gefasst sein, mich unaufhörlich durch neue Fälscher gepeinigt zu sehen, die durch dieselben Leute abgerichtet und durch die Freilassung des ersten ermuthigt werden“. Der Gouverneur brachte aus Thevenin nicht viel heraus, denn dieser blieb dabei, dass er einem gewissen Rousseau das Geld geliehen habe. Er müsse es Rousseau anheimstellen, schrieb der Gouverneur, selbst nach Grenoble zu kommen und persönlich den Betrüger zu entlarven. Obwohl dieser Vorschlag Rousseau höchst verdächtig vorkam, leistete er ihm doch Folge. Als er nach Grenoble kam, war der Gouverneur verreist und Rousseau sah sich darauf angewiesen, in des zweideutigen Bovier Gegenwart mit Thevenin zu verhandeln. „Ich war die Beute von

Bourgoin.

tausend quälenden Gedanken, war entrüstet, empört, ausser mir, nach sechzig in Ehren verlebten Jahren allein, ohne Schutz, ohne Freund diesem Elenden gegenüber zu stehen und in den Herzen der Anwesenden . . . ihr geheimes Uebelwollen zu lesen“. Die Unterhandlung lieferte zwar kein Ergebniss, aber bald traf eine wichtige Nachricht ein infolge der vielen Briefe, die Rousseau nach der Schweiz und nach Paris gerichtet hatte, und in denen er seine Freunde gebeten hatte, polizeiliche Nachforschungen anstellen zu lassen. Es wurde nämlich berichtet, dass Thevenin früher wegen Betrügerei zu Pranger, Brandmarkung und Galeerenstrafe verurtheilt worden war. Nun lag es auf der Hand, dass es sich nicht um einen harmlosen Menschen, sondern um einen abgefeymten Bösewicht handelte. Der Gouverneur erbot sich, dem Thevenin Schweigen zu gebieten, und als Rousseau damit nicht zufrieden war, schlug er vor, den Schwindler mit einigen Tagen Gefängniss zu bestrafen. So aber war Rousseau's Meinung nicht. „Ich kann nicht denken, dass Sie mich für gemein genug halten, mich an einem solchen Elenden rächen zu wollen . . . Was ich wünschte, war nicht seine Bestrafung, sondern sein Geständniss und dieses musste aus seiner Ueberführung hervorgehen, wenn man sie benutzt hätte, um auf die Quelle dieser Umtriebe zurückzugehen“. Tief gekränkt zog sich Rousseau zurück, denn er glaubte zu bemerken, dass die Behörden den Schwindler beschützen wollten, ja mit ihm unter einer Decke steckten.

Im Laufe des August war Therese in Bourgoin

Die „Heirath“.

eingetroffen. Um ihre Anhänglichkeit und Ergebenheit zu ehren, beschloss Rousseau, ihr in den Augen der Menschen diejenige Stellung zu geben, die sie seit langer Zeit thatsächlich einnahm, lud zwei in Bourgoin lebende Offiziere, deren einer Maire von Bourgoin war, als Zeugen ein und erklärte nach einer feierlichen Ansprache, Therese sei von nun an seine Gattin. So wurde „diese ehrbare und geheiligte Verbindung in der ganzen Einfachheit, aber auch in der ganzen Wahrheit der Natur geschlossen“. Thatsächlich wäre es bei dem damaligen Rechtszustande für den Protestanten Rousseau sehr schwer gewesen, ohne seine Ueberzeugung zu verleugnen, mit einer Katholischen eine vor dem Gesetze giltige Ehe einzugehen. Auch wurde die formlose Eheschliessung von der Gesellschaft stillschweigend gutgeheissen, Therese galt allgemein als Rousseau's Frau und hat später eine staatliche Pension bezogen, die ihr als der Wittve Rousseau's zugesprochen wurde.

Der Aufregungszustand Rousseau's, der sich in der Angelegenheit Thevenin kundgiebt, dauerte an. Die Gedanken des kranken Mannes richteten sich vorzugsweise auf einen neuen Zufluchtort, und die verschiedensten Pläne tauchten auf. Den Vorschlag, nach Trye zurückzukehren, wiess Rousseau mit Abscheu zurück, auch von der Absicht, die er früher gehegt hatte, in den Sevennen sich niederzulassen, mochte er nichts mehr hören, da er fürchtete, die Feinde möchten ihn gänzlich in der Einöde einschliessen. Dagegen verfiel er auf den Gedanken, sich nach Cypern zurückzuziehen. Er würde da nicht mehr in der Gewalt der christlichen

Bourgoin.

Liebe sein und könnte sich nützlich erweisen, indem er die pflanzenreiche Insel als Botaniker durchforschte. Auf das Zureden seiner Freunde hin liess er diesen Plan ebenso fallen, wie den einer Uebersiedelung nach Minorka. Er hatte Choiseul um einen Pass nach dem Auslande gebeten. Der Pass traf erst nach sechs Wochen ein und seine Ankunft steigerte Rousseau's Verlegenheit. Er durfte den Pass nicht unbenutzt ablaufen lassen, denn es ziemte sich nicht, den vielbeschäftigten Minister um nichts und wieder nichts zu bemühen. Zudem hatte der Herzog in keiner Weise angedeutet, dass Rousseau sich des Passes nicht bedienen solle, er hatte ihn also stillschweigend aufgefordert, abzureisen. Am liebsten wäre er nach Venedig gezogen, aber nun waren die Alpenübergänge verschneit. Nicht ohne Grund hatte man das Eintreffen des Passes verzögert. Man wollte Zeit gewinnen, um an den Orten, wo man Rousseau erwarten konnte, Vorkehrungen zu treffen. Da beschloss Rousseau, nach Wootton zurückzukehren, denn das würde Niemand vermuthen. Zwar graute es ihm vor England, aber es blieb kein anderer Ausweg. Er schrieb sofort an Davenport und an den englischen Gesandten. Jener stellte Rousseau in der freundlichsten Weise seine frühere Wohnung wieder zur Verfügung, dieses Antwort aber blieb aus, was Rousseau später als natürlich erschien, da er erfuhr, dass Horace Walpole Gesandtschaft-Secretär war. Inzwischen packte Rousseau seine Sachen für die englische Reise zusammen und ordnete seine Papiere, um alles Unnöthige zu vernichten.

Die vermissten Briefe.

Während dieser Arbeit machte er eine schreckliche Entdeckung, die ihn bestimmte, alle Reisepläne endgiltig aufzugeben.

„Während ich der noch rückständigen Antwort des Gesandten entgegensah, bemerkte ich um mich her eine so auffallende Bewegung, trafen so geheimnissvolle Reden mein Ohr, schrieb Bovier mir so beunruhigende Briefe, dass ich nicht verkennen konnte, wie man darauf ausgehe, mich ganz aus der Fassung zu bringen. Auch erreichte man seinen Zweck. Mein Kopf gerieth in Folge der verschleierte Andeutungen in Verwirrung, zumal man diese Schrecken durch das Dunkel, in das man sich hüllte, noch zu steigern bemüht war. Genau zu derselben Zeit wurde, wie es hiess, an der Grenze des Dauphiné ein Mann verhaftet, den man als einen Mitschuldigen an einem abscheulichen Attentate [dem Mordversuche des Damiens gegen Ludwig XV. im Jahre 1757] bezeichnete, und man versicherte mir, dass dieser Mensch durch Bourgoin kommen werde. Die Aufregung war gross, die geheimnissvollen Reden wurden fortgeführt, und zwar mit der auffallendsten Absichtlichkeit. Kurz, hätte man den bestimmten Zweck verfolgt, mich ganz und gar wahnsinnig zu machen, man hätte keine geeigneteren Wege einschlagen können . . . Unterdessen fuhr ich fort, mich zur Abreise nach England vorzubereiten, und sah deshalb meine Papiere durch . . . Ich begann mit einer Sammlung von Briefen, die ich abgeschrieben hatte, und blätterte gedankenlos in dem ersten Bande, als ich zufällig auf eine Lücke stiess, die mir schon früher aufgefallen

Bourgoin.

und stets als schwer begreiflich erschienen war. Wie wurde mir zu Muthe, als ich bemerkte, dass diese Lücke gerade in die Zeit fiel, an die der zu erwartende Gefangene mich erinnerte. Diese Entdeckung versetzte mich in die grösste Bestürzung; ich fand in ihr den Schlüssel zu all den Geheimnissen, die mich umgaben. Ich erkannte, dass der Diebstahl meiner Briefe zu der Zeit, in der sie geschrieben wurden, in Beziehung stand, und dass man sich ihrer, wie unschuldig sie auch an sich waren, nicht ohne eine bestimmte Absicht bemächtigt hatte. Ich folgerte daraus, dass seit länger als sechs Jahren mein Untergang eine beschlossene Sache war, und dass die für jeden anderen Zweck unbrauchbaren Briefe dazu dienten, für den Aufbau des Lug- und Trugsystems, dessen Opfer ich werden sollte, feste zeitliche und örtliche Anhaltspunkte zu geben“. Die Abgeschmacktheit der Art und Weise, in der er die Vorstellung, dass man ihn der Theilnahme an dem Attentate gegen den König beschuldigte, ableitet, sie zeigt, wie sehr die Besonnenheit beeinträchtigt, wie heftig die Erregung war. Da er nun die geheimen Pläne seiner Feinde erkannt zu haben glaubte, hielt er es für ein Gebot der Ehre, ihnen die Stirn zu bieten. Er durfte nicht aus Frankreich weichen, denn die Feinde würden seine Abreise für eine Flucht und für einen Beweis seines Schuldbewusstseins gehalten haben; trotz seiner Verlassenheit und Machtlosigkeit musste er Stand halten und alles thun, was er konnte, um die Ehre seines Namens zu beschützen. Zunächst aber beschloss er, die Mittheilung über sein Schicksal und seine Vertheidigung

Herr von St. Germain.

„in das Herz eines rechtschaffenen Mannes niederzulegen“. Er wendete sich an Herrn Anglancier von St. Germain, einen pensionirten Offizier, der in Bourgoin durch seine Redlichkeit, Mildthätigkeit und grosse Frömmigkeit bekannt war, und der Rousseau's Vertrauen durch achtungsvolle Zurückhaltung erworben hatte. Der Ehrenmann nahm Rousseau's Mittheilungen wohlwollend auf, und seine ruhige verständige Art wirkte auf den aufgeregten Kranken sehr wohlthätig. Zunächst wurde festgestellt, dass an der Grenze des Dauphiné gar Niemand verhaftet worden war. Infolgedessen gab Rousseau seinen schlimmen Verdacht auf, er erklärte nun, seine Feinde hätten nur ein barbarisch-grausames Spiel getrieben. Mehr und mehr beruhigte er sich. In einem Briefe vom 21. November giebt er zu, dass „gewisse Entdeckungen durch seine erregte Einbildung vielleicht allzusehr aufgebauscht worden seien“. „Ich bin wieder ganz ruhig, ich bin zufrieden mit mir und ich hoffe, es immer zu bleiben, da mir die Menschen nichts mehr thun können, worauf ich nicht gefasst und vorbereitet wäre“. In Beziehung auf Thevenin aber gab er nicht nach. „Sie sagen mir, heisst es in einem Briefe, dass meine Feinde zu viel Geist haben, um eine so alberne Verleumdung zu ersinnen. Vielleicht haben sie mehr, als Sie denken. Es kam ihnen darauf an, zu sehen, wie ich mich einem falschen Zeugen gegenüber verhalten würde, und deshalb diente die absurdeste Anklage ihren Zwecken am besten . . . Man weiss nun, dass ein Betrüger mich in Verwirrung bringen kann, und das ist etwas“. Der Sturm hatte sich gelegt, aber

Bourgoin.

die Verwüstungen, die er angerichtet hatte, blieben: Rousseau hatte seine Besonnenheit wiedererlangt, aber sein Wahn war befestigt und erweitert.

Während der Zeit der Aufregung war die Botanik in den Hintergrund getreten, jetzt aber widmete sich Rousseau ihr wieder mit grossem Eifer und führte einen lebhaften Briefwechsel mit vielen Gelehrten. Ein besserer Wohnort als Bourgoin liess sich immer noch nicht finden. Es wurde Rousseau das Schloss Lavagnac in der Nähe von Montpellier, das dem Prinzen Conti gehörte, vorgeschlagen, aber er verzichtete auf diesen Plan, als er hörte, dass der Verwalter des Schlosses mit den Leuten zu Trye in Verbindung stehe.

Inzwischen verschlechterte sich Rousseau's Gesundheit wahrscheinlich in Folge der heftigen Gemüths-bewegungen. Er fühlte sich sehr schwach und klagte zeitweise über Fieber und Schmerzen. Zum ersten Male hört man von heftigen Kopfschmerzen. Er erzählt z. B. einem Freunde, er müsse zu seinem Bedauern das Schachspiel aufgeben, da es seine Kopfschmerzen gesteigert habe. Zu diesen Beschwerden gesellte sich eine neue, die Rousseau sehr besorgt machte. Er bemerkte eine beträchtliche Auftreibung der Magen-gegend, die das Athmen erschwerte, Beklemmungen bewirkte und ihn hinderte, sich zu bücken. Er musste sich beständig aufrecht halten, war ausser Stande, sich allein anzukleiden, und konnte nur mit grosser Mühe schreiben. Wie schon oft, glaubte Rousseau auch dieses Mal dem Tode nahe zu sein. Als Ursache seiner Krankheit betrachtete er die sumpfige Beschaffenheit der

Abreise.

Gegend von Bourgoin und deshalb beschloss er, unter allen Umständen diesen Ort zu verlassen. Da nun zu eben dieser Zeit der Marquis von Cesarges ihm das alte Castell Monquin, das in der Nähe Bourgoin's auf einem Berge lag, und wo Luft und Wasser vortrefflich waren, als Wohnung angeboten hatte, nahm er diesen Vorschlag an, obwohl das einsame Haus eine günstige Gelegenheit darbot, falls die Feinde wünschen sollten, sich seiner zu entledigen, und zog im Januar 1769 nach Monquin.

Monquin.

VII.

Wiederum war der Ortswechsel von sehr günstigem Erfolge. Vielleicht aber wirkte diesmal das körperliche Uebelbefinden in demselben Sinne. Rousseau selbst schreibt, dass sein „gegenwärtiger Zustand mehr für seine Ruhe gethan habe, als alle Lehren der Vernunft und Philosophie“. Er habe ihn daran erinnert, dass das Leben zu Ende gehe, und ihn ermahnt, den Rest seiner Tage in Ruhe zu geniessen. Dies wolle er thun und er hoffe, dass er getröstet durch das Bewusstsein seiner Unschuld noch friedliche Tage mit seiner Frau verleben werde. Eifrig widmete er sich der Botanik und mit wehmüthiger Freude sang er sich die Strophen Tasso's vor, die er dann zum Theile in das Französische übertrug. Auch im Winter ging er täglich spazieren, aber langsam und ohne sich zu bücken. Da waren die Flechten und Moose an den Felsen und Baumrinden seine Freude, und er widmete sich ihrem Studium mit besonderer Neigung. Mit Frohlocken aber begrüßte er den erwachenden Frühling. „Die Natur, die sich neu belebt, belebt auch mich; ich erhalte wieder Kraft und ich botanisire“. Die Magenbeschwerden verschwanden allmählich, er konnte sich wieder frei bewegen und Pflanzen sammeln. Von jeher

Neue Erregung.

hatte er die Thiere geliebt. In Monquin gelang es ihm, die Schwalben zum Nestbau in seinem Zimmer zu veranlassen, und schon um vier Uhr früh stand er auf, um den ungeduldigen Gästen, die durch das Zimmer schwirrten die Fenster zu öffnen.

Lange sollte er sich der Ruhe nicht freuen. Schon im Mai schrieb er an den Prinzen Conti, dass er „freiwillig hier nicht länger bleiben werde“. Die Gründe lassen sich schriftlich nicht wohl mittheilen, es liege ihm aber sehr viel daran, dass Seine Hoheit sie kenne, und er bitte deshalb um eine Audienz. Wenn die Reise auch vielleicht für ihn gefährlich sei, so dürfe man doch darauf keine Rücksicht nehmen, da es nicht angemessen sei, seine Sicherheit auf Kosten seiner Ehre zu wahren. Wolle der Prinz die Audienz nicht gewähren, so möge er gestatten, dass Rousseau sich einen neuen Wohnort suche, ohne ihn vorher zu nennen. Sei der Prinz auch damit nicht einverstanden, so bitte er um einen Pass nach dem Auslande. Werde aber dieser ebenfalls verweigert, so müsse er trotz der Verehrung für seine Hoheit auf eigene Faust über sich verfügen. Conti lud Rousseau ein, im Juli nach Nevers zu kommen, da er um diese Zeit die Bäder des nahegelegenen Pougues brauchen werde. Die Zusammenkunft fand wirklich im Juli statt, aber über das Ergebniss schwieg Rousseau. Sehr erfreulich muss es nicht gewesen sein, denn die Beziehungen zum Prinzen waren fortan aufgehoben, und Rousseau sprach zwar später von seinem Beschützer nur in angemessener Weise, wie es ihm die Dankbarkeit vorschrieb, aber

Monquin.

er konnte doch nicht verhehlen, dass die Aufrichtigkeit des ehemaligen Gönners ihm zweifelhaft vorkam. Auch von dem Wunsche, Monquin zu verlassen, sprach Rousseau nicht mehr; vielleicht hat er schon im Sommer 1769 den Entschluss gefasst, nach Beendigung seiner Bekenntnisse geradenwegs in das Lager der Feinde, d. h. nach Paris zu gehen. Im August unternahm er mit einigen Bekannten aus Bourgoin, die die Neigung zu ihm Jünger der Botanik hatte werden lassen, eine Fusswanderung nach dem Mont Pilat. Vorher aber schrieb er einen merkwürdigen Brief an seine Frau. Seit sechsundzwanzig Jahren habe er sein Glück nur in dem ihrigen gesucht. Er bemerke aber zu seinem Bedauern, dass die Empfindungen der Zuneigung und Zärtlichkeit, die früher gegenseitig waren, nur noch auf seiner Seite fortbestehen. Es koste ihr Mühe, bei ihm zu verweilen. Alle seien in ihre Geheimnisse eingeweiht, nur er nicht. Da alle seine Bemühungen, den Zustand zu ändern, fruchtlos waren, bleibe ihm nur übrig, ihr ihre Freiheit wieder zu geben. Sie hat den Wunsch danach oft genug ausgesprochen. Zwar verliert er an ihr seinen einzigen Trost. Da er nur noch verschlossenen und falschen Herzen begegnet, war sie allein seine Zuflucht; vor ihr konnte er sein Herz ausschütten, und wenn sie ihn beklagt hatte, hielt er sich nicht mehr für beklagenswerth. Trotzdem aber ist Trennung besser, als ein liebeloses Zusammensein. Sie möge mit sich zu Rathe gehen, und wenn sie fühle, dass sie seine wechselnden Stimmungen nicht ertragen könne, möge sie sich in einem Kloster in Pension

Der Brief an Therese.

geben. Er wollte ausreichend für alle ihre Bedürfnisse sorgen. Die Reise, die er vor sich hat, wird weder lang, noch an sich gefährlich sein, aber es ist doch möglich, dass er nicht zurückkehrt. Dann möge sie nicht etwa glauben, dass er selbst seinem Leben ein Ziel gesetzt habe. Wird sie Wittwe, so soll sie Monquin so bald wie möglich verlassen. Sie soll sich vor den Mönchen hüten und die Nähe der Grossen, mehr noch die der Gelehrten und Schriftsteller meiden. Dagegen wird ihr Herr von St. Germain eine Stütze sein. Von seinen früheren Freunden ist Duclos der einzige, dem sie vertrauen darf. Die Freundinnen sind alle falsch, bis auf Frau Dupin und Frau von Chenonceaux. Dieser Brief ist der einzige, der auf eheliche Streitigkeiten hindeutet. Es ist wohl zu begreifen, dass Therese, die ganz auf Rousseau's Umgang beschränkt war, sich mit dem kranken Manne, den sie nicht begriff, zuweilen unglücklich fühlte und ihm über sein seltsames Verhalten Vorwürfe machte. Immerhin muss die Verstimmung nur vorübergehend gewesen sein, da sowohl vor wie nach dem in Rede stehenden Briefe der eheliche Frieden als ganz vollkommen erscheint. Es ist sehr bemerkenswerth, dass Rousseau's Misstrauen sich niemals gegen Therese gewendet hat. Auch in seiner schlimmsten Zeit hegt er unbedingtes Vertrauen zu ihrer Ehrenhaftigkeit, und der Gedanke, sie könnte es mit seinen Feinden halten, scheint ihm nie gekommen zu sein.

Von seinem botanischen Ausfluge kehrte Rousseau verstimmt zurück, denn seine Versuche, unbefangen

Monquin.

lustig zu sein, waren, wie er an Dupeyrou schreibt, an dem steifen Ceremoniell der Begleiter gescheitert, das Wetter war schlecht gewesen, und allerlei kleine Unfälle hatten die Laune verdorben. Ueberhaupt wurde die Stimmung allmählich wieder düsterer. Rousseau brach den Verkehr mit der Gesellschaft von Bourgoin ganz ab und nahm nur noch die Besuche Anglancier's an. Offenbar trat der Gedanke an das Complot mehr und mehr wieder in den Vordergrund. Schon seit dem Frühjahre hatte ihn der Gedanke geplagt, der erste Theil der Bekenntnisse und die vorhandenen Briefe oder Briefabschriften möchten nicht ausreichenden Stoff zu seiner Vertheidigung darbieten. Als er in Bourgoin die verdächtige Lücke in seiner Briefsammlung bemerkte, hatte er sofort die Absicht, diese Sammlung zu vernichten, aufgegeben. Seitdem hatte er eine Einleitung zu den Briefen niedergeschrieben und hatte die einzelnen Stücke mit erläuternden Anmerkungen versehen. Die, in deren Hände die Sammlung fallen würde, sollten „auf den Pfad der Wahrheit geführt“ werden, damit sie mit Hilfe dieses Führers Nachforschungen anstellen könnten, die die Unschuld des Unglücklichsten unter den Menschen erwiesen und sein verlästertes Andenken reinigten. Jetzt aber glaubte er, dass dies alles nicht genügend sei, und beschloss, selbst die Fortsetzung der Bekenntnisse zu schreiben. In der That verfasste er während weniger Wintermonate das siebente bis elfte Buch der Bekenntnisse. In diesem Abschnitte erzählt er seine Erlebnisse von seiner Ankunft in Paris an bis zu seiner Verurtheilung durch das

Der zweite Theil der Bekenntnisse.

Parlament (1741—62). Je mehr er über das Complot nachgedacht hatte, um so klarer war es ihm geworden, dass der Ursprung aller seiner Leiden der Bruch mit seinen ehemaligen Freunden Grimm und Diderot war. In diesen beiden Männern erkannte er die Leiter der grossen Verschwörung, und Grimm, den geistvollen Teufel, betrachtete er als den eigentlichen Feldherrn, den Urheber des ebenso scharfsinnigen wie niederträchtigen Planes, zu dessen Ausführung die Regierung und alle Stände gewonnen worden waren. Diese Gedanken, deren weitere Ausgestaltung wir in verschiedenen noch in Monquin geschriebenen Briefen und später in den „Gesprächen“ finden, leiteten offenbar Rousseau bei der Abfassung des zweiten Theiles der Bekenntnisse. Um den Anfängen der Verschwörung nachzugehen, vertiefte er sich in die Vergangenheit und mit besonderer Sorgfalt legte er dar, wie die Verbindungen sich geknüpft und gelöst hatten, denen er sein Unglück verdankte. Aus dieser wahrhaftigen Schilderung musste zweifellos jeder, der Augen, zu sehen, und Ohren, zu hören, hatte, erkennen, dass Rousseau unschuldig war, und alle Wohlgesinnten mussten, wenn ihnen einmal der Ausgangspunkt des Complotes gezeigt war, sich verpflichtet fühlen, die unterirdischen Wühler ans Licht ziehen zu helfen. Dass trotz dieses Hintergrundes und trotz der inneren Unruhe, in der er schrieb, Rousseau die anziehenden, klaren, maassvollen und gerechten Schilderungen, die wir in den Bekenntnissen vor uns sehen, ausführen konnte, das ist geradezu wunderbar. Wenn nicht die ein-

16.4.24.
B!

Monquin.

geschobenen Bemerkungen über die gegenwärtige unglückliche Lage des Verfassers da wären, würde von seinem Gemüthszustande kein Leser eine Ahnung erhalten. Und doch waren zu dieser Zeit Rousseau's Anschauungen über sein Verhältniss zu den Menschen schon ungefähr dieselben, die in den „Gesprächen“ ihren erschreckenden Ausdruck gefunden haben. Das System seines Wahnes hat Rousseau zwar später noch weiter ausgearbeitet und er hat später aus ihm praktische Forderungen gezogen, an die er 1770 noch nicht dachte, aber im Wesentlichen war es in Monquin fertig, und merkwürdigerweise hat diejenige Stelle der Gespräche, an der sich Rousseau's Wahn am handgreiflichsten ausspricht, an der er sozusagen herabsinkt zu den Vorstellungen von geheimnissvollen mechanischen Vorrichtungen, schon ihr Vorbild in den Bekenntnissen. Es heisst in der Einleitung zum siebenten Buche: „Die Decke, unter der ich sitze, hat Augen, die Wände, die mich einschliessen, haben Ohren: umringt von Spionen und feindseligen, wachsamem Aufpassern, unruhig und zerstreut werfe ich in Hast ein paar abgerissene Worte auf das Papier . . .“ In den Gesprächen aber sagt Rousseau von sich: „Sobald er sich irgendwo niederlässt, werden die Wände, die Fussböden, die Thürschlösser . . . in passender Weise eingerichtet“.

Widmete Rousseau in diesem Winter auch den grössten Theil seiner Gedanken und seiner Zeit der Vertheidigung seiner bedrohten Ehre, so blieb er doch im Stande, auch nach anderer Richtung hin thätig zu sein. Der persönliche Umgang war zwar sehr be-

Die Formalitäten in den Briefen.

schränkt, aber der Briefwechsel war lebhaft. Rousseau stand mit einer Reihe von Kennern oder Freunden der Botanik in unausgesetztem Verkehre und gab sich seinen botanischen Büchern sowie der Arbeit an dem Herbarium mit grossem Eifer hin. Auch beantwortete er manche Briefe, in denen er um Aeusserung über religiöse oder moralische Fragen gebeten worden war, sehr eingehend und mit seiner alten Beredsamkeit. Doch gerade in diesen Briefen Rousseau's zeigt sich die fortschreitende Verschlimmerung seines Zustandes auf seltsame Weise. Seit dem Februar 1770 stellte er an den Anfang seiner Briefe ohne Rücksicht auf deren Inhalt folgende Verse:

Pauvres aveugles que nous sommes!
Ciel, démasque les imposteurs,
Et force leurs barbares coeurs
A s'ouvrir aux regards des hommes.

Der erste Brief, der dieses Motto trägt, zeigt auch eine neue Weise, das Datum zu schreiben, nämlich: 17⁹/₂70, statt le 9 Févr. 1770. Eine Zeit lang hielt Rousseau diese Formalitäten, die durchaus mali ominis sind, fest. Später benutzte er ein kürzeres Motto: Post tenebras lux.

Inzwischen war die Unzufriedenheit mit dem Aufenthalte in Monquin auf einen hohen Grad gestiegen. Das Haus des Herrn von Cesarges hatte nur einen ungenügenden Schutz gegen die Kälte des Winters geboten, und es wurde Rousseau ganz verleidet, als von Frau von Cesarges ein Fräulein Vertier an die Spitze der Dienerschaft gestellt wurde. Diese Person drängte sich an Rousseau heran und wurde, als er ihr schliesslich

Monquin.

die Thür wies, seine erbitterte Feindin. Sie sprengte aus, Rousseau habe sie ihrer Jungfräulichkeit berauben wollen, und fand mit dieser albernen Lüge, wie St. Germain versichert, vielfach Glauben. Auch suchte sie Rousseau und seiner Frau das Leben im Hause so sauer wie möglich zu machen. Rousseau's viele Beschwerden über die „abscheulichen Beschimpfungen“, die seine Frau von dem „Banditen im Unterrocke“ zu ertragen hatte, blieben ohne Erfolg. Als Rousseau einem Arbeiter, der an heftigen Leibschmerzen erkrankt war, einen Thee zu trinken gegeben hatte, wurde er, als der Kranke starb, beschuldigt, ihn vergiftet zu haben, denn die Leute glaubten, er sammle auf seinen botanischen Wanderungen giftige Kräuter. Auch diese Geschichte erzählt St. Germain, aber er hat, soweit ich sehe, nicht gesagt, ob sie ihm nur von Rousseau selbst, oder auch von Anderen mitgetheilt worden sei. Rousseau glaubte auch wieder zu bemerken, dass seine Briefe unterwegs geöffnet, zum Theile unterschlagen würden, und noch viele andere Anzeichen verriethen ihm, dass seine Feinde eifrig an der Arbeit waren. Kurz, die Lage war ungefähr dieselbe, in der Rousseau sich vor der Abreise von Trye befunden hatte. Auch diesmal fasste er rasch seinen Entschluss, packte, nur von Therese unterstützt, alle seine Sachen in Kisten und reiste ab.

Wahrscheinlich hatte er den Plan, den er nun ausführte, nämlich nach Paris zu gehen, schon seit längerer Zeit gehegt. Schon im Winter hatte er beschlossen, sein grosses Herbarium, seine botanischen

Der Plan, nach Paris zu gehen.

Bücher und Abbildungen zu verkaufen, denn er glaubte die Botanik aufgeben zu müssen, die ihn zu einem einsamen Leben nöthige und an der Ausübung der heiligsten Pflichten verhindere. Unter den heiligsten Pflichten ist die Erforschung des *Complotes* zu verstehen. Dass diese aber ihm in der Einsamkeit des Landlebens nicht gelingen werde, war ihm klar: Nur in Paris, dem Herde der Umtriebe, konnte er hoffen, die Fäden des geheimnissvollen Gewebes zu enthüllen und die unterirdischen Wühler an's Tageslicht zu treiben. Er erwartete, dass seine plötzliche Rückkehr die Feinde zu einem rücksichtslosen Vorgehen veranlassen, und dass es ihm gelingen werde, die Gegner, sobald sie nur aus dem Dunkel hervorzutreten wagten, zu widerlegen und angesichts der Hauptstadt seine Unschuld darzuthun. Wenn er nur überhaupt zu Worte kam, so konnte der Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht zweifelhaft sein. In dem zweiten Theile seiner Bekenntnisse aber glaubte er die wirksamste Vertheidigungsrede zu besitzen, mit ihm in der Hand wollte er vor die Oeffentlichkeit treten, und durch die Vorlesung seiner Schrift vor einem geeigneten Kreise gedachte er, sich die Herzen der Wohlgesinnten zu erschliessen. Freilich erschien es als zweifelhaft, ob die mächtigen Feinde Rousseau zur Ausführung seines Planes gelangen lassen würden. Noch war das Urtheil des Pariser Parlaments in Kraft, und wenn bisher trotz der Kühnheit, mit der Rousseau sich bewegt hatte, nichts geschehen war, so konnte sich doch die Lage der Dinge sofort ändern, sobald die Feinde erfuhren, dass Rousseau aus der Ein-

Monquin.

samkeit, in der er relativ unschädlich war, heraus-treten und das Gelingen ihrer schändlichen Absichten ernstlich gefährden wollte. Der Gedanke an Gefängniss und Tod mochte Rousseau wohl eine Zeit lang zurückhalten, bald aber überwand ihn das Bewusstsein seiner „Pflicht“. St. Germain versuchte, ihm die Pariser Pläne auszureden, jedoch Rousseau erwiderte: „Pflicht und Ehre mahnen zu laut, als dass selbst die grössten Gefahren mich abschrecken dürften, ihrer Stimme zu folgen“. Sollte er dennoch sein Ziel nicht erreichen, sollte er bei seinem Unternehmen Freiheit oder Leben einbüßen, sollten die Papiere, die er mit sich führte, in die Hände der Feinde fallen, dann blieb nur die eine Hoffnung übrig, dass die wenigen treugebliebenen Freunde ihre Stimme zu Gunsten der unterdrückten Unschuld erheben würden. Um sie dazu in den Stand zu setzen und ihnen „den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit“ zu zeigen, verfasste er vor seiner Abreise eine Anzahl Briefe, in denen die wichtigsten Angaben der Bekenntnisse und Aufschlüsse über das Verfahren der Verfolger enthalten sind. Insbesondere richtete er an St. Germain ein umfangreiches Schreiben über seine Leiden und seine Rechtfertigung. Sein Inhalt unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der „Gespräche“.

Heiterkeit auf der Reise nach Paris.

VIII.

Rousseau war im Mai von Monquin abgereist und hatte sich zuerst nach Lyon begeben, um da seine alten Freunde zu besuchen und Nachrichten über die Gesinnung der Regierung gegen ihn einzuziehen. Er fand in Lyon diesmal wie immer eine ausserordentlich freundliche Aufnahme und überraschte seinerseits alle Welt durch seine Heiterkeit und Zugänglichkeit. Er verkehrte auf das unbefangenste mit der Familie seiner Wirthin, der Frau Boy de la Tour, botanisirte und muscirte mit ihren Töchtern, er besuchte Theater und Concerte und liess auf einer Privatbühne seinen „Pygmalion“ aufführen. Mit Herrn de la Tourette, einem eifrigen Freunde der Botanik, wanderte er durch die schöne Umgebung Lyon's. Diesem trug er auch zuerst die Einleitung zu seinen Bekenntnissen vor. Alle die Vorsichtmaassregeln, zu denen ihn der Prinz Conti jahrelang genöthigt hatte, liess er unbeachtet. Sie waren ihm längst in hohem Grade lästig gewesen, und insbesondere hatte er nur mit grossem Widerwillen seinen Namen verleugnet. Auch als er sich Renou nannte, hatte Jedermann gewusst, dass er Rousseau war. Sollte nicht die ganze Sache eine Intrigue sein,

Paris.

die die Damen Boufflers und Luxemburg, um ihn zu ängstigen, angezettelt hatten, und zu der sich der Prinz, sei es in guter Absicht, sei es ohne solche, hergegeben hatte? Auch andere Erfahrungen deuteten darauf hin, dass man ein grausames Spiel mit ihm treibe. So schickte ein Pächter aus Monquin ihm eine Rechnung über Butter, Eier, Käse nach Lyon, die längst bezahlt war. Sofort erblickte Rousseau in dieser Zumuthung eine Wiederholung der Angelegenheit Thevenin und schrieb empört an Herrn von St. Germain, damit dieser den Betrüger widerlege. In der That gelang es dem wackeren Offizier, den Pächter zu dem Geständnisse zu bringen, dass er nicht nur nichts von Rousseau zu fordern habe, sondern auch von diesem mit Wohlthaten überhäuft worden sei. Die Frau des Pächters sagte bei dieser Gelegenheit: dieser Herr Rousseau war so gut, so grossmüthig, dass ich glaubte, er werde die Rechnung ohne weitere Prüfung bezahlen. Rousseau beruhigte sich ziemlich rasch wieder, aber er meinte, in Wirklichkeit sei der speculative Pächter, ebenso wie die keusche Vertier, nur ein Werkzeug, dessen Andere sich bedienten. Er fügte hinzu: „Die Schurken, Schufte und Bösewichter und Die, die sie brauchen, um mich in Verruf zu bringen, die werde ich von nun an locken und antreiben, dass sie sich so arg wie möglich geberden“.

Am 8. Juni verliess Rousseau Lyon und fuhr über Dijon, von wo aus er dem in Montbard lebenden Buffon einen Besuch abstattete, nach Paris. Vorher hatte er Herrn von Choiseul von seiner bevorstehenden An-

Geselliges Leben in Paris.

kunft in Kenntniss gesetzt. Die Rückkehr des schon sagenhaft gewordenen Rousseau erregte grosses Aufsehen, die Zeitungen erzählten von ihm, und auf den Strassen drängte man sich, um ihn zu sehen. Rousseau aber setzte von Neuem die Pariser in Erstaunen, denn seine Erscheinung entsprach durchaus nicht dem Bilde, das man sich von dem finsternen, menschenscheuen Sonderlinge entworfen hatte. Er hatte die armenische Tracht abgelegt und trug einen schlichten Anzug nach der Mode seiner Zeit. Er zeigte sich unbefangen auf den Spazierwegen, verkehrte heiter mit seinen Bekannten, spielte im Café Schach, ging ins Theater, machte und empfing Besuche, nahm die ihm reichlich zufließenden Einladungen an, kurz er lebte, als wäre er immer in Paris geblieben. In der Nähe seiner alten Wohnung hatte er sich wieder eingemietht und wie früher betrieb er das Gewerbe eines Notenabschreibers, da sein geringes Renten-Einkommen in dem theueren Paris nicht ausreichte.

Der Motive, die Rousseau veranlassten, gesellig zu sein, waren offenbar mehrere. Einmal hoffte er, im Verkehre Aufschluss über die Umtriebe seiner Feinde zu erhalten, und glaubte, dass er um so leichter einen Aufrichtigen entdecken werde, je zahlreicher die Gesellschaft war, mit der er in Beziehung trat. Andererseits aber fand er offenbar in dem lange entbehrten Umgange mit der Gesellschaft und in der Theilnahme an dem bewegten Leben der Hauptstadt eine gewisse Befriedigung. Er selbst schreibt, als er sich über die allzu häufigen Besuche und Einladungen beklagt:

Paris.

„Meine tiefverwundete Seele bedurfte einiger Zerstreuung“. Gab er auch seinen Wahn nicht auf, so trat dieser doch in der ersten Zeit des Pariser Aufenthaltes in den Hintergrund, ja er mochte zeitweise vergessen werden.

Doch dauerte die Zeit der Ruhe, das *lucidum intervallum*, wie man früher sagte, nicht allzu lange. Nachdem Rousseau sechs Monate in Paris verlebt hatte, fing seine Stimmung an, sich zu verdüstern. Er erklärte, die Leute machten ihn müde, und dachte daran, sich wieder in die Einsamkeit zurückzuziehen. Mit dieser Absicht freilich war es ihm nicht Ernst, denn der Gedanke, dass er um seines Namens Ehre willen in Paris bleiben und den Feinden Stand halten müsse, wurde gerade jetzt wieder mächtiger. Da es ihm bisher nicht gelungen war, seinem Ziele näher zu kommen, griff er nun zu seinen Bekenntnissen und trug sie (d. h. das siebente bis elfte Buch) einer kleinen Zahl von Personen vor. Die erste Vorlesung fand vor einem Kreise vornehmer Herren und Damen statt. Vor ihr richtete Rousseau eine Ansprache an die Versammelten, in der er auseinandersetzte, dass es im Interesse seiner Ehre nothwendig sei, redlichen Herzen die Wahrheit über seinen Charakter und sein Leben anzuvertrauen. Ueber den Erfolg dieser Vorlesung berichtet er selbst am Schlusse des zwölften Buches der Bekenntnisse. Die Anwesenden schwiegen und gaben nicht zu erkennen, was sie von dem Beichtigenden dachten. „Nur die Gräfin Egmont schien bewegt, sie zitterte sichtlich, fasste sich aber sehr bald wieder und blieb stumm wie

Die Vorlesung der Bekenntnisse.

die ganze Gesellschaft“. Mit solchem Schweigen war Rousseau nicht gedient. Verstimmt wandte er sich von der Aristokratie ab und wählte nun junge Schriftsteller als Zuhörer. Doch auch die zweite (siebzehnständige!) Sitzung befriedigte ihn nicht; wahrscheinlich ahnte Niemand, was der Vorleser eigentlich beabsichtigte. Er soll es noch ein drittes Mal versucht haben, doch scheint darüber nichts näheres bekannt zu sein. Die Vorlesungen hatten grosses Aufsehen erregt. „Schon die blosse Ankündigung dieser drohenden Bekenntnisse machte die grösste Sensation. Könige, Prinzen, Alle liefen danach, wenn auch aus verschiedenen Gründen, u. s. w.“ Die, die Zuhörer gewesen waren, erzählten überall von dem, was sie erfahren hatten, die Zeitungen brachten angebliche Auszüge, und die bösen Zungen hatten viele Arbeit. Frau von Epinay, die sich mit einigem Grunde peinlich berührt fühlte, wandte sich an den Polizeipräsidenten und bat ihn, die Fortsetzung der Vorlesungen zu untersagen. Der Beamte that ihr den Gefallen und Rousseau gab sein Unternehmen auf, das er wohl selbst als verfehlt zu betrachten anfang. Mehr und mehr verlor er das Vertrauen zu seinen Zeitgenossen und die Hoffnung, bei ihnen Gerechtigkeit zu finden. Auf das kommende Jahrhundert setzte er nun seine Zuversicht und für die Nachwelt schrieb er das zwölfte Buch seiner Bekenntnisse, ordnete er seine Briefe und versah sie mit Anmerkungen. Wiederholt nahm er die Bekenntnisse vor und schrieb zu den Stellen Fussnoten, die seiner veränderten Auffassung nicht mehr ganz entsprachen. Diese Zusätze sind interessant:

Paris.

Man kann an ihnen die Ausbreitung seines Wahnes verfolgen. Immer herber urtheilt er über die ehemaligen Freunde und Bekannten; auch Die, deren er bei der Abfassung des Werkes mit Vertrauen gedacht hatte, werden ihm allmählich verdächtig und nur wenige der Lebenden entgehen, wie Malesherbes, dem Miss-
trauen.

Allmählich zog sich der in seinen Hoffnungen Betrogene aus dem persönlichen und dem brieflichen Verkehre zurück. Lange genug hatte er „nach einem Menschen gesucht“, er durfte „seine Laterne nun auslöschen“. Einladungen nahm er seit 1771 gar nicht mehr an, und Niemand einen Besuch zu machen, das betrachtete er als Grundsatz. Den Besuchern seine Thüre gänzlich zu verschliessen, ging nicht wohl an, wenn er nicht seinem Gewerbe entsagen wollte. Doch suchte er sich gegen die Neugierigen, die Zudringlichen und Frechen, die „Quidams“ nach Kräften zu schützen, und Therese bewachte „als Cerberus“ den Eingang. Bei alledem war Rousseau von vollständiger Abschliessung noch weit entfernt. Die Zahl Derer, die ihn mehr oder weniger regelmässig besuchten, war nicht gering, und mit verschiedenen Personen stand er für längere oder kürzere Zeit in Beziehungen, die wohl als freundschaftliche bezeichnet werden können. Leider aber musste er wiederholt die Erfahrung machen, dass die jungen Männer, die seinen Umgang suchten und ihm schwärmerische Verehrung zu widmen schienen, des nöthigen Taktes ermangelten, oder sich als unaufrichtig zeigten, Erfahrungen, die ihn sehr

Zunehmende Beschränkung des Verkehrs.

schmerzlich bewegten und seinem Wahne neue Nahrung boten.

Auch den Briefwechsel gab Rousseau schrittweise auf. Den brieflichen Verkehr mit Dupeyrou brach er im Sommer 1771 ab und die zahllosen Schreiben, mit denen er von Verehrern, Neugierigen, Hilfesuchenden überschüttet wurde, beantwortete er nur ausnahmsweise. Nur einige solche Antworten sind erhalten. Im November 1770 z. B. schreibt er an einen unbekanntem Herrn: Beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie und Die, die Sie leiten. Sie mussten nothwendig einen Brief von mir haben . . . es ist Ihnen gelungen, denn man weiss sehr wohl, dass das Gewissen nöthigt, einen, der erklärt, sich tödten zu wollen, zu ermahnen, dass er es nicht thue. Ich kenne Sie nicht und wünsche durchaus nicht, Sie kennen zu lernen . . ." Nun folgt eine wohlmeinende Erörterung und Widerlegung der Gründe, die der Unbekannte für seine Absicht, sich umzubringen, angeführt hatte. Rousseau erklärt schliesslich, dass auch die Furcht vor mächtigen Feinden nicht zum Selbstmorde berechtigt, und schliesst mit den Worten: „Der, der so spricht, vermag in ihrer Mitte [nämlich der Feinde] zu leben und ist nicht versucht, sich zu tödten“. Im August 1772 schreibt er an eine unbekanntem Dame: „Es giebt Lebenslagen, auf die ein Ehrenmann nicht vorbereitet sein darf, und die, in der ich mich seit zehn Jahren befinde, ist die unbegreiflichste und seltsamste, die man sich vorstellen kann . . . Ich habe die Betrüger und Verräther durch alle erlaubten und gerechten Mittel herausgefordert . . . Alles ist umsonst gewesen. Sie

Paris.

tauchen unter und setzen ihr unterirdisches Werk fort, ohne dass ich sie entdecken könnte...“ Das wundert ihn schliesslich nicht, dass aber die ganze Gesellschaft sich mit jenen Bösewichtern verbunden hat, das ist erstaunlich. Er konnte es nicht glauben und hat tausend Versuche gemacht, um Einen Aufrichtigen zu finden. Kaum hat er in dem „allgemeinen Delirium“ Einen gefunden, der ihn nicht durch fade Schmeicheleien zu bethören suchte. „Hätten sie mich geflohen oder offen misshandelt, ich hätte sie und mich beklagt, aber ich hätte sie noch achten können“. Ihre gemeine Heuchelei aber macht sie verächtlich. Alle Versuche, das niederträchtige Verhalten sonst ganz ehrenwerther Leute gegen ihn zu erklären, sind gescheitert, seine Zeitgenossen sind ihm unbegreiflich. Da er nicht zu hassen vermag, bleibt ihm nichts übrig, als sie zu ignoriren. Er sucht sie nicht und er flieht sie nicht. Wollte er die Menschen besuchen, so würde er seinerseits heucheln. Er besucht daher Niemand mehr und zu seinem Bedauern kann er auch mit Madame keine Ausnahme machen.

Auffallend ist, dass der kranke Mann eine vielseitige geistige Thätigkeit entfaltete. Sie bezog sich im Wesentlichen auf drei Gebiete: die Botanik, die Musik und die Politik. Rousseau botanisirte fleissig in der Umgebung von Paris, er legte mit Sorgfalt und Kunstfertigkeit Herbarien an, er studirte botanische Bücher und verfasste eine Reihe botanischer Abhandlungen. Als solche sind viele seiner Briefe anzusehen. Insbesondere schrieb er an Frau Delessert, eine Dame,

Botanik und Musik.

die ihrem Töchterchen Pflanzenkenntniss beibringen wollte, vom 22. August 1771 bis zum 2. Mai 1773 acht „lettres élémentaires sur la botanique“. Diese sind nach Jansen „der erste mustergiltige Leitfaden für den Jugend- und Selbstunterricht in der Botanik“. „Linné erhob die Botanik zum Range einer schönen und philosophischen Wissenschaft, Rousseau machte sie zu einem anziehenden und sittlich bildenden Gegenstande des Jugendunterrichtes“. Viele andere Briefe behandeln botanische Gegenstände, wenn auch nicht in systematischer Weise. In diesen allen zeigt sich Rousseau klar, gelassen, liebenswürdig. Es ist, als ob die Berührung mit der Natur die Schatten des Irrsinns vertriebe und die gesunde Individualität wieder erstehen liesse. In den Jahren 1771 und 1772 begann Rousseau ein „Dictionnaire de botanique“ zu schreiben. Es ist zwar nicht vollendet worden, war aber trotzdem nach Jansen „nicht nur für seine Zeit und für Frankreich, sondern auch auf lange hin und für die gesammte wissenschaftliche Welt eine ausserordentlich bedeutende Leistung“. Rousseau wollte in seinem Wörterbuche nicht nur alle Pflanzentheile benennen, zu welchem Zwecke er besondere Zeichen, *Characteres botanici*, erfand, sondern auch alle wichtigeren Ausdrücke, die in botanischen Werken gebraucht werden, erklären.

Der Musik, die Rousseau seit 1762 fast ganz entbehrt hatte, widmete er sich als alter Mann mit jugendlicher Lebhaftigkeit. Als Gluck nach Paris kam, um seine *Iphigenie in Aulis* aufzuführen, trat Rousseau kräftig für den Reformator der Oper ein. Dieser dankte

Paris.

ihm öffentlich, und beide Männer verkehrten längere Zeit in freundschaftlicher Weise. Ueber Gluck's „italienische Alceste“ schrieb Rousseau eine Abhandlung, von der O. Jahn sagt, dass sie ungemein treffende Bemerkungen enthalte. Später freilich wollte Rousseau auch von Gluck nichts mehr wissen. In den „Gesprächen“ sagt er: „Wissen Sie, durch wen und zu welchem Zwecke er [Gluck] nach Frankreich gerufen worden ist, welche Motive ihn bestimmt haben, plötzlich nur französische Musik zu machen?“ Corancez aber berichtet, dass Rousseau die Meinung ausgesprochen habe, Gluck hätte nur deshalb französische Texte componirt, um Rousseau's Behauptung, die französische Sprache sei unmusikalisch, Lügen zu strafen. Gab Rousseau auch, als er sich von den Menschen zurückzog, den Besuch der Oper und überhaupt die Theilnahme an Anderer Musik auf, so verliess ihn doch die Freude an der Musik nicht. Vielmehr bethätigte er sich besonders in seinen letzten Jahren als selbstschaffender Musiker. Er componirte viele (über hundert) Lieder und Romanzen, schrieb eine neue Musik zum Dorfpropheten und begann ein neues Singspiel „Daphnis und Chloe“. Gerade während der Jahre, in denen er, durch seine Wahngelüste geängstigt, die „Gespräche“ niederschrieb, sind viele seiner Lieder entstanden. „Wird er, sagt Rousseau von sich selbst, von schmerzlichen Gefühlen bewegt, so findet er auf dem Klaviere den Trost, den die Menschen ihm versagen. Der Schmerz verliert so seine Bitterkeit, giebt ihm Gesang und Thränen zugleich. Auf der Strasse

Politik und Notenabschreiben.

sucht er im Kopfe nach irgend einer Arie, um sich über die beleidigenden Blicke der Vorübergehenden hinwegzusetzen. Mehrere Romanzen, denen eine traurig klagende, aber zarte und sanfte Melodie zu Grunde liegt, sind so entstanden“.

Der Politik widmete er sich nicht freiwillig, sondern auf die dringenden Bitten des polnischen Grafen Wielhorski hin. Dieser nämlich war im Auftrage seiner Landsleute nach Paris gekommen, um das Gutachten bedeutender Staatsmänner über die Verfassung Polens einzuholen, und hatte sich zu diesem Zwecke auch an Rousseau gewendet, der ihn als redlichen Mann und trefflichen Bürger schätzen lernte und ihm zu Liebe die wenig zusagende Arbeit übernahm. Im Laufe eines halben Jahres schrieb Rousseau die „*Considérations sur le gouvernement de la Pologne et sa réformation projetée en avril 1772*“ nieder. Diese Schrift zeichnet sich durch Gründlichkeit und Besonnenheit aus. Hatte sich Rousseau im Gesellschaftsvertrage als schroffen Theoretiker gezeigt, so bewies er jetzt, dass ihm auch die positive, mit dem Gegebenen rechnende Staatsweisheit nicht fremd war.

Endlich ist zu erwähnen, dass einen beträchtlichen Theil von Rousseau's Zeit das Notenabschreiben in Anspruch nahm. Obwohl er sich dieser Arbeit mit grossem Eifer widmete und sie ihn durchaus nicht langweilte, ging sie ihm doch nicht leicht von der Hand. Er beschreibt selbst, wie er sich oft verschrieb, wie er dann unermüdlich radirte, und wenn er schliesslich das Papier durchgekratzt hatte, Stückchen aufklebte.

Paris.

Ausser den bezahlten Copieen (zu fünfunddreissig Pfennigen die Seite) fertigte er noch viele Abschriften seiner eigenen Musikstücke an, die er grösstentheils verschenkte. Er giebt an, dass er im Laufe von sechs Jahren über neuntausend Seiten abgeschrieben habe.

Langsam, aber ohne Umkehr zog sich der Kranke mehr und mehr in sich zurück. Ein Band nach dem andern löste er, bis er sich allein dem menschlichen Geschlechte gegenüber sah. „Alles, was ausser mir ist, ist mir von nun an fremd. Ich habe in dieser Welt weder Freunde, noch Nächste, noch Brüder. Ich bin auf der Erde wie auf einem fremden Planeten, auf den ich von dem von mir bewohnten gefallen wäre“. Auch seinen botanischen Briefwechsel gab er auf. Mit de la Tourette brach er im Januar 1773, die Briefe an Frau Delessert reichen nur bis zum Mai 1773, an Malesherbes, der durch Rousseau's Einfluss Freund der Botanik geworden war, richtete er im October desselben Jahres den letzten Brief (abgesehen von einem kurzen Beileidschreiben bei dem Tode der Frau von Malesherbes im Jahre 1777), und zur gleichen Zeit hörte er auf, der Herzogin von Portland zu schreiben. Als diese Dame ihm später Samen und Pflanzen schickte, wies er die Gabe rauh zurück. Seine botanischen Bücher und Abbildungen, sein grosses Herbarium und seine Samensammlung hat er 1775 oder 1776 an den Engländer Malthus verkauft.

Wie es im Innern des gequälten Greises aussah, davon zeugen die „Gespräche“, die er in den Jahren 1773 bis 1776 niederschrieb. Ueber dieses merkwürdige

Die Abfassung der „Gespräche“.

Buch schreibt Grimm 1780 in seiner Correspondenz (citirt bei Jansen) treffend: „Ohne Zweifel war Rousseau vollkommen verrückt, als er das Werk verfasste, und es scheint nicht minder gewiss, dass Rousseau der einzige Mensch auf der Welt war, der es schreiben konnte“. Es ist bekannt, dass Verrückte sehr gern die Leiden, die sie zu erdulden haben, schriftlich schildern, und jeder Fachmann kennt diese wunderlichen Schriftstücke voll Klagen und Beschwerden. Aber die gewöhnlichen Erzeugnisse dieser Art verhalten sich zu Rousseau's Dialogues wie Lehmhütten zu einem gothischen Dome. Die Gespräche füllen in der Ausgabe von 1782 zwei Bändchen mit vierhundertvierundfünfzig Druckseiten. Leidet das Werk auch an ermüdender Weit-schweifigkeit und ist es auch voll von lästigen Wiederholungen, so liegt ihm doch ein wohlüberlegter Plan zu Grunde, und es fehlen der Ausführung die den früheren Werken Rousseau's eigenen Vorzüge nicht. Auch hier glänzt noch die feurige Beredsamkeit des grossen Mannes, die Schilderungen sind voll Leben und Bewegung, scharfsinnig und gründlich wird die Untersuchung geführt, jeder Gedanke wird sozusagen nach allen Richtungen hin ausgearbeitet. Ein Auszug vermag nur ein schwaches Bild von dem Werke zu geben, denn vieles, was im Originale kunstvoll verknüpft ist, erscheint als unvermittelt, der stürmische Fluss der Rede kann nicht wiedergegeben werden, und der Reiz der anschaulichen Schilderung geht verloren.

Ich habe im Laufe meiner Darstellung wiederholt darauf hingewiesen, dass Rousseau's Klagen nicht

Paris.

durchaus aus der Luft gegriffen sind, dass der Gedanke, der den Mittelpunkt seines Wahnes bildet, nämlich der, dass Grimm's und Diderot's Feindschaft die Quelle der vielfach missgünstigen Beurtheilung seines Charakters wäre, ganz richtig ist, dass die Mehrzahl der Männer, die er als seine Hauptverfolger betrachtete, d'Alembert, Voltaire, Hume, Choiseul u. A. ihm in der That feindlich gesinnt waren, dass manche der Thatsachen, auf die er seine Ausführungen gründete, geschichtlich sind. Doch halte ich es für zwecklos, in Beziehung auf die Gespräche im Einzelnen zu prüfen, inwieweit dem Wahne Wahrheit beigemischt sei. Dr. Morin hat es versucht, aber es kommt ja nicht auf einzelne Umstände an, sondern auf das System, auf die verallgemeinernden Schlüsse. Für den ärztlichen Leser bedürfen die Gespräche überhaupt des Commentars nicht, doch auch der Laie wird, wenn er der Entwicklung bis hierher gefolgt ist, kaum in der Beurtheilung irren.
